

Alaska-Gold [Fortsetzung]

Autor(en): **Droonberg, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 17

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641722>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

17

Der Artikel fiel in seiner Wirkung indessen ziemlich flach, denn Escher hatte die Argumente Kings, da deren Tendenz ihm aus Nortens Unterredung mit diesem bekannt waren, vorsorglich bereits in seinem Artikel zerpflegt und mit Gegengründen widerlegt. Er hatte auch angegeben, daß es sich bei der geplanten Organisation der Miner keineswegs um ein Ausspielen der „Kleinen“ gegen die „Großen“, sondern nur um eine Schutzgemeinschaft und um die Schaffung eines Vigilanzkomitees handle. Man sei entschlossen, die Korruption im Lande mit den schärfsten Mitteln auszurotten und ihre Nutznießer und Urheber, gleichviel, ob sie zu den „Kleinen“ oder „Großen“ gehörten, einem abgekürzten Verfahren zu überantworten, das sich bereits in andern Gold-districten bestens bewährt habe.

Er war eben im Begriff, sich mit Schmidt nach dem Opernhaus zu begeben, als ihm der Bote von der Kabel-office zwei Telegramme brachte. Das eine kam von dem „San Francisco Examiner“ und enthielt die erfreuliche Mitteilung, daß ihm durch Kabel auf die Bank of Montreal in Dawson eine Geldsumme überwiesen sei, die ihn für die nächsten Wochen aller finanziellen Sorgen entthob. Dieser Mitteilung war das Ersuchen beigefügt: „Haltet den Draht heiß. Berichte erregen Sensation.“

„All right“, wandte sich Escher mit einem Lächeln zu Schmidt, „ich will ihnen kabeln, daß der Draht glühend wird.“

Das andere Telegramm war von Fort Yukon und der Absender ihm völlig unbekannt. Es enthielt die Anfrage, ob er bereit sei, die Leitung einer Zeitung zu übernehmen, die man dort herauszubringen beabsichtige.

„Zeigt, wie leicht man zu einer internationalen Berühmtheit werden kann“, glossierte Schmidt. „Bis Fort Yukon ist Ihr Ruhm also schon vorgebrungen.“

„Im Zeitalter der Druckerschwärze und Schnellpressen bedarf das nur eines Anstoßes, dann geht die Verbreitung Ihres Ruhmes auf Kugellagern. Aber wir brauchen uns über die Anfrage nicht zu täuschen. Sie ist der erste Schritt der Gegenseite. Man verucht, mich von hier fortzuloden. Die übliche Methode, einem unbequemen Gegner gegenüber. Wenn sie sich als vergeblich erweist, greift man zu andern Mitteln.“

„Was werden Sie tun? Annehmen?“

„Meine Antwort wird aus einem einzigen Worte bestehen, ‚Bedaure‘.“

Als sie eine Viertelstunde darauf das Opernhaus betraten, wurden sie von einem Stimmengewirr empfangen, wie es Versammlungen mit einem Kampfscharakter immer vorherzugehen pflegt. Es zwang den einzelnen, bei der Unterhaltung seine Stimme zu erheben, um sich seinem Nachbarn verständlich zu machen, wodurch der Lärm noch mehr anschwellte.

Die Mehrzahl der Erschienenen waren ihrer Kleidung nach unstrittig Miner, aber auch andere Berufsclassen waren vertreten. Selbst Frauen fehlten nicht. Mehr als ein Dutzend von der Gattung, die man auch als Zuschauer bei Boxkämpfen antrifft, fielen unter den Anwesenden auf. Sie warteten auf Ueberraschungen, auf einen Nervenzügel größter Art, und das war eine Loedung, der sie nicht hatten widerstehen können.

Auf der Bühne hatten bereits die Mitglieder des vorläufigen Komitees an einer langen Tafel Platz genommen, unter ihnen Norton und Ward.

Als Escher und Schmidt unter ihnen ihre Plätze ge-

wählt, schlug Ward mit einem Hammer auf den Tisch und erhob sich dann zu einer Ansprache.

„Boys“, rief er mit einer Stimme, die sich klar und schneidend durch den zwar abgeschwächten, aber immer noch andauernden Lärm ihren Weg bis zum Ende des Saales bahnte, „ihr wißt alle, warum wir hier sind. Ihr habt es in der Zeitung gelesen. Und ich bin ebenso sicher, daß die große Mehrzahl von euch mit uns der Meinung ist, daß sich die Miner im Klondike-District zu einer Association zusammenschließen müssen, um eine Minenbörse zu gründen, wie wir sie längst nötig haben. Aber auch um sich vor Betrug und Gaunerei zu schützen, denn die sind hier an der Tagesordnung. Davon brauche ich euch nichts zu erzählen, denn es werden wenige hier sein, die das nicht schon am eigenen Leibe erfahren haben.“

„Wir protestieren dagegen!“ unterbrach ihn eine fast ebenso laute Stimme aus einer Ecke des Saales.

Ein Mann hatte sich dort erhoben und zeigte mit ausgestrecktem Arm nach der Bühne. Er war umgeben von einer Gruppe von Männern, auf die sich offenbar das „wir“ bezog, denn sie äußerten laut ihre Zustimmung. Diese kam auch noch von anderen Stellen des Saales und von den Rängen und bewies, woran übrigens niemand gezweifelt hatte, daß eine organisierte Opposition im Saale verteilt war. Immerhin blieben deren Stimmen aber doch vereinzelt, und man konnte nicht im Zweifel darüber sein, daß sie sich stark in der Minderheit befand, denn von verschiedenen Seiten gebot man ihnen Ruhe. Trotzdem gelang es dem Manne, sich noch weiter verständlich zu machen.

„Gebt einem Hunde einen häßlichen Namen und er hängt ihm sein ganzes Leben lang an“, schrie er, ein bekanntes englisches Sprichwort anführend. „Gebt Dawson mit euren Stänkereien einen schlechten Ruf und es wird ihn nie wieder loswerden, denn morgen oder übermorgen ist er über die ganze Welt verbreitet.“

„Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen“, donnerte Ward von der Bühne. „Wer etwas zu sagen hat, wird dazu Gelegenheit haben, wenn Mr. Escher gesprochen hat. Bis dahin verlangen wir Ruhe und wir werden sie uns schaffen. Wir rechnen dabei auf eure Hilfe, boys. Ihr habt gesehen, und wir haben ja auch von vornherein damit gerechnet, daß diejenigen, die sich von unserem Vorgehen bedroht fühlen, ihre stoolpigeons*) und roughnecks**) hierher senden. Aber duldet es nicht, boys, daß sie unsere Verhandlungen stören. Ihr werdet ja wissen, wie man mit Leuten umspringt, die das versuchen. — Was hat der Mann da gesagt, der mich unterbrach? — Wir wollten Dawson vor der ganzen Welt mit Schmutz bewerfen und es in Beruf bringen. Nichts dergleichen. Wir wollen es von seinem Schmutze, nämlich von seinem betrügerischen Beamten- und sonstigen Gaunergefindeleien freimachen.“

Man bemerkte eine deutliche Bewegung im Hause. Die Anhänger des von dem Komitee eingeleiteten Vorgehens schienen ihre Umgebung auf eine etwa vorhandene Neigung zu Störungen zu prüfen und sich bereitzumachen, dagegen einzuschreiten.

Jetzt erhielt Escher das Wort und begann seine Ansprache.

Er war ein guter Redner, mit lautem angenehmen Organ, und wenn er das Englische auch mit einem deutschen Akzent sprach, so war es doch das des gebildeten Mannes

*) Spione. **) Raufbolde.

und wirkte deshalb vielleicht gerade durch seine Ungewöhnlichkeit in dieser Umgebung um so eindringlicher.

Er erklärte, daß er sich in seiner Rede kurz fassen könnte, den die Zustände in Dawson seien allen bekannt und die Notwendigkeit ihrer Aenderung durch die Bürgerschaft selbst unabweisbar geworden, nachdem die Männer, die durch eine unehrliche Wahl in ihre Aemter gekommen seien, diese nur zu Betrügereien und zur Ausbeutung ihrer Mitmenschen mißbrauchten. Es müßten endlich geordnete Zustände in Dawson geschaffen werden. Zu diesem Zwecke müsse vor allem auch eine Minenbörse nach dem Muster und mit den Aufgaben derjenigen in den amerikanischen Minenbezirken gegründet werden. Die Miner brauchten eine Stelle, wo sie ohne Gefahr von Uebervorteilung und unter den nötigen rechtlichen Garantien Claims kaufen und verkaufen, Partnerschaften und Gesellschaften gründen und Kursfestsetzungen für die in Umlauf befindlichen Minenshares vornehmen könnten. Deshalb schlage er vor, die Gründung jetzt und als erste Maßnahme in der Reihe der Aufgaben, deren Lösung das Komitee sich zum Ziel gesetzt habe, vorzunehmen.

Freilich, setzte er lächelnd hinzu, es sei auch dann noch überreichlich Gelegenheit vorhanden, hier wie anderswo Geld zu verlieren. Das sei das Wesen der Spekulation und ein angekamtes Vorrecht der Menschen, in dessen Ausübung auch zukünftig niemand beschränkt werden solle. Nur lehnten sie es ab, sich ihr Geld durch Gauner mit Hilfe betrügerischer Beamten stehlen zu lassen.

Er hatte eine halbe Stunde gesprochen und war nur durch ein paar höhnische Zwischenrufe gestört worden, die aber durch das energische Verlangen nach Ruhe, das aus verschiedenen Teilen des Saales kam, unterdrückt wurden.

„Was ist es mit dem Vigilantenkomitee?“ verlangte eine Stimme aus dem Saale zu wissen.

„Sie werden, nachdem Sie die Gründung einer Miners Association beschlossen haben, einen Vorstand wählen. Dieser wird dann eine Geschäftsstelle der Organisation errichten, wo Mitgliedsanmeldungen entgegengenommen werden. Der Vorstand wird weiterhin, wie ich annehme, eine geeignete und vertrauenswürdige Persönlichkeit zum Führer des Vigilanzkomitees ernennen, der sich dann seinerseits aus der Zahl der Mitglieder seine Hilfskräfte auswählen wird. Das Vigilanzkomitee wird dann sein volles Eigenleben führen, von der Miners Association gänzlich getrennt sein, und man wird nur aus gewissen bedeutsamen Vorgängen auf sein Vorhandensein aufmerksam werden. Auf jeden Fall dürfen Sie schon jetzt sicher sein, daß es in Zukunft überall in der Welt gesündere Plätze für Banditen, Gauner und betrügerische Beamte geben wird, als Dawson.“

Wie auf ein gegebenes Zeichen sprang jetzt ein aus Pfeifen, Rakengeschrei und ähnlichen Tönen sich mischender Lärm auf. An mehreren Stellen entspann sich heftiger Streit. Man sah erhobene Fäuste aus der Luft herabsinken und ein Schieben und Drängen einzelner Gruppen im Hintergrunde bewies, daß man dort einige der Ruheförder an die frische Luft beförderte.

Escher sah sich indessen plötzlich auf eine unerwartete Weise verhindert, den Vorgängen im Saale irgendwelche Aufmerksamkeit zu schenken, denn er fühlte sich von einer schweren, wuchtigen Faust hinten am Kragen gepackt und von dem Vorstandstische zurückgerissen.

„Komm, mein Junge“, gröhlte eine tiefe unreine Rattarstimme, „deine Mutter ängstigt sich um dich. Du sollst heimkommen.“

Einen Augenblick lang fühlte sich Escher von dem Angriff völlig überrascht. Er hatte zwar gehört, daß jemand die Stufen zur Bühne heraufgestolpert kam und aus den Kulissen heraus sich schwere Schritte dem Vorstandstische näherten, aber der Sache keine Aufmerksamkeit geschenkt.

Er kannte indessen die Stimme. Sie klärte ihn sofort über die Absicht des Angreifers auf. Schon im nächsten Augenblicke fuhr er deshalb auch mit einer haben Wendung herum. Sein rechter Arm schwang aus und die Hand landete mit einem weißschallenden Schläge in dem breiten Gesicht Toby Stokes.

Der Vorgang rief einen ungeheuren Tumult im Saale hervor, in dem man deutlich einige kreischende Frauenstimmen unterschied. Es war aber keineswegs Schreck oder Entsetzen, das sich darin ausdrückte, sondern vielmehr Vergnügen und hysterische Spannung. Hier war die Krisis, in deren Erwartung man hergekommen und gern den Dollar Eintrittsgeld bezahlt hatte, der zur Deckung der Unkosten erhoben worden war.

Stokes war von der empfangenen Züchtigung für sein freches Vorgehen von allen wohl am meisten überrascht. So sehr, daß er, wahrscheinlich sehr gegen seinen Willen, Eschers Kockfragen fahren ließ. Mit seiner Kraftproherei mochte er in ähnlichen Fällen einen schwächeren Gegner wohl schon immer vom ersten Moment an eingeschüchtert haben. Um so größer war daher jetzt seine Wut, als das vielstimmige Gelächter über die ihm gewordene prompte Abfuhr von unten herauf an seine Ohren klang.

Mit einem gemeinen Fluch hob er jetzt seinen Arm und stürzte sich auf Escher.

Die Freunde Eschers waren aber auch schon von ihren Stühlen aufgesprungen, hatten beide auseinander gedrängt und einige Schläge, die der Kraftmensch ihnen versetzt, ihm ehrlich heimgezahlt.

„Fair play!“ schrie man unten im Saale, in dem jetzt ein Pandämonium herrschte. „Laßt die beiden ihren Streit allein ausfechten.“

„Ich bin bereit dazu!“ rief Escher in den Tumult hinein. „Sobald die Versammlung zu Ende ist, werde ich mich ihm stellen. Inzwischen sehen Sie sich den Mann genau an. Er ist derjenige, der Miß May Sinclair vom Pavillon-Theater um ihren Claim bestohlen hat.“

„Du Sohn einer Hündin — —“, schrie Stokes, vor Wut einen Sprühregen Speichel mit hervorprudelnd.

Weiter kam er indessen nicht, denn alle möglichen Zurufe klangen aus dem Saale auf die Bühne herauf.

„Nichts da! — Kein Aufschieben! — Sofort ausfechten!“

Es war wohl hauptsächlich die Opposition, die das verlangte, denn sie sah einen leichten Sieg des Athleten und damit die Unschädlichmachung eines der Führer der ihre Interessen bedrohenden Bewegung voraus. Aber auch seine Anhänger waren, wenigstens zum Teil, viel zu leidenschaftliche Liebhaber eines Boxkampfes, um nicht mit den anderen auf einem sofortigen Austrag eines solchen zu bestehen. Eine Verschlebung barg die Gefahr einer schließlichen gegenseitigen Ausöhnung der beiden Gegner in sich, und die hätte sie dann eines Schauspiels beraubt, das sich die meisten nicht entgehen lassen wollten.

Einige aus der Versammlung waren Stokes bereits auf die Bühne gefolgt und hatten den Vorstandstisch und die Stühle nach dem Hintergrunde gerückt, um ein freies Kampfeld zu schaffen.

So blieb Escher und seinen Freunden nichts anderes übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen.

14.

David und Goliath.

Eine Stille gespannter Erwartung legte sich auf die Versammlung, als die beiden ungleichen Gegner ihre Oberkleider ablegten und sich zu einem Kampfe fertig machten, der kein Boxing Match nach Marquis Queensburn oder



Eine 5spännige Alpenpost (8plätziger Kupee-Landauer.)

irgendwelchen anderen Regeln sein sollte, sondern ein erbitterter Faustkampf, fortgeführt, bis der eine oder andere niedergeschlagen war. Aus diesem Grunde war auch ein Umpire nicht vomnöten.

Auf Schmidts Gesicht lag ein Ausdruck ernster Besorgnis.

Er trat an Stokes heran, der sich im Vollgefühl seiner Muskelstärke in seinen Hüften wiegte und böartige, aber siegesgewisse Blicke auf den jungen, schlanken Mann warf, den er endlich in seine Gewalt bekommen hatte und mit dem er umspringen konnte, wie es ihm beliebte.

„Warum suchen Sie sich nicht einen Gegner, der Ihnen an Kräften näher steht, als Mr. Escher?“ fragte er so laut, daß die Versammlung es hören konnte.

Stokes richtete seine wutfunkelnden Blicke, die bisher Escher gegolten hatten, auf Schmidt, und musterte ihn eine Weile mit seinem gewöhnlichen herausfordernd höhnischen Lächeln.

„Hast du etwa auch Lust, mit meinen Fäusten Bekanntschaft zu machen, mein Junge?“ fragte er drohend. „Ich kann dir sagen, es ist eine Bekanntschaft, der jeder weit aus dem Wege geht, der sie einmal gemacht hat.“

„Ich bin bereit, für Mr. Escher einzutreten. Es ist kein ehrlicher Kampf, wenn Sie auf einen Mann loschlagen, der Ihnen an Kräften so unterlegen ist.“

Aus der Versammlung kamen Zustimmungsrufe.

„Jawohl. Kämpfen Sie ehrlich. Fair play!“

„Wer sagt dir denn, mein Junge, daß ich einen ehrlichen Kampf will?“ wandte sich Stokes, unbeirrt durch die Zurufe an Schmidt. „Ich will diesem verdammten Dutchman begreiflich machen, daß es für keinen Sohn einer Hündin heilsam ist, mit Toby Stokes anzubinden. Aber wenn du so erpicht darauf bist, kannst du haben, was dir zukommt, wenn ich mit dem da fertig bin. Kannst gleich darauf warten, ich mache sowas immer schnell ab.“

Damit schob er ihn mit einer Armbewegung beiseite, in der so viel Kraft lag, daß Schmidt, da sie ihn unerwartet traf, einen oder zwei Schritte zurücktaumelte, und Stokes sprang mit erhobenem Arm auf Escher los.

In dem Sprunge offenbarte sich eine Behendigkeit, die man in dem anscheinend so plumpen, stämmigen Körper nicht vermutet hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Im Banne der alten Postkutschenherrlichkeit.

„Töne, Schwager ins Horn,
Rähe den schallenden Trab,
Daß der Orcus vernehme: wir kommen,
Daß gleich an der Türe
Der Wirt uns freundlich empfang.“

Wer möchte sich nicht im Sinn dieser Goethe-Worte berührt fühlen, wenn er in dem kürzlich wiedereröffneten, seinerzeit dank der Initiative des damaligen Oberpostinspektors und späteren Oberpostdirektors Anton Stäger gegründeten, jetzt im Gebäude der Schulwarte untergebrachten Postmuseum auf Noten für die Posthornsignale und gebräuchlichsten Posthornmelodien stößt?

Und wer möchte sich beim Anblick der alten Postwagen im Postmuseum nicht gern für kurze Zeit zurückversetzen in jene Zeiten, wo das Erscheinen des rossespannten Postwagens das wichtigste Ereignis des Tages bildete, und wo man für Fortschritte im Wagenbau auch bei

uns nicht weniger empfänglich war, als zum Beispiel der Wirt zum goldenen Löwen, dem Goethe in „Hermann und Dorothea“ die Worte in den Mund legt:

„Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt das Rüttschchen sich aus, das
neue; bequemlich
Sähen viere darin, und auf dem Bode der
Kutscher!
Diesmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um
die Ede!“

*

Seither hat sich viel geändert auf dem Gebiet der Verkehrsmittel. Im melodischen Dreiklang der Autopostwagen, dessen Monopolisierung seinerzeit von Herrn alt Ständerat J. Geel angeregt wurde, umklingt das zurückblickende Alter aber immer noch etwas wie ein trauriger Sang aus der Zeit der entschwundenen Postkutschenherrlichkeit.

In diesem Zusammenhang mag erwähnt werden, daß die Schweizerischen Kantone als Inhaber des Postregals bis zum Jahr 1849, also bis zum Uebergang des Postwesens an den Bund, ihre besonderen Postsignale hatten, und daß in einzelnen Kantonen außerdem das Blasen bestimmter Unterhaltungsstücke vorgeschrieben war. Nach jener Zeit ertönte das Geschmetter und der vom Zauber schlichter Volksweisen erfüllte Gesang des Posthorns immer seltener.

Daran vermochte bei der zunehmenden Ausdehnung des Eisenbahnnetzes auch der Umstand nichts zu ändern, daß das Posthorn bald nach der Uebernahme des Postwesens durch den Bund als Bestandteil der Ausrüstung der Postillone erklärt wurde, und kein Postillon ohne das Posthorn im Dienste der regelmäßigen Eilwagen und Extraposten erscheinen durfte. Während im Jahre 1861 noch 26 Postillone mit den im Kreisreiben des Postdepartements vom 2. Christmonat 1853 über die Einführung der Posthörner ausgesetzten Belohnungen von 10 und 20 Franken für gutes Posthornblasen bedacht werden konnten, wurde 10 Jahre später nur noch eine, die letzte Belohnung ausgerichtet.

Dessenungeachtet ließ auch seither noch da und dort ein Postillon sein „Posthörnle“ erschallen. So vor Jahren drunten am Limmatstrand, auf der an den sonnigen Halden der Lägern nach Baden führenden Poststraße, so droben in der hohen Alpenwelt.